

Die Geschichte des Christentums

vorgestellt von
D. Johannes von Walter
o. Prof. zu Rostock

3. Halbband
Die Reformation

Zweite durchgesehene Auflage



Verlag C. Bertelsmann in Gütersloh · 1939

**Gründe der bauerlichen Unzufriedenheit
vor der Reformation**

**Der glücklich gelungene Freiheitskampf
der schweizer Bauern**

Stellung des Adels

Vermehrung des Klerus

Messe und Heiligenkult

Wallfahrten und Ablass

Ausgesprochene Jenseitsströmigkeit

Schulwesen und soziale Fürsorge

Mönchische und städtische Wohltätigkeit

Beichte und Predigt

Bibelübersetzungen und Erbauungsbücher

Apokalyptik bei Ketzern

Zukunftserwartung im Volk

Religiöse Färbung in den Bauernunruhen

Kirchliche Hoffnungslosigkeit

Selbstverständlich richtete sich der Haß des Bauertums in erster Linie gegen den Adel. Mit dessen mittelalterlicher Vormachtstellung im gesellschaftlichen Leben war es im wesentlichen vorbei. Zwar behielt er auf den Reichstagen Sitz und Stimme und wurde darob von der nicht vertretenen Bauernschaft und den zwar anwesenden, aber immer wieder als Spätlinge vielfach mit der Rolle von Zuschauern abgespeisten Städtevertretern sehr beneidet. Allein schon auf den Reichstagen, mehr noch in den einzelnen Territorien machte sich das Übergewicht des Fürstentums sehr erheblich geltend. Es kam hinzu, daß der Dienst des Adels im Kriegeleben der Nation

durch das Aufkommen der Feuerwaffe und namentlich des Söldnerheeres, das dem einstigen Einzelkampf nur geringen Spielraum ließ, an die zweite Stelle rückte. Die alte gesellschaftliche Stellung wurde durch den aufkommenden Kapitalismus im Bürgertum um so mehr gefährdet, als der industrielle Großbetrieb dem Adel unzugänglich und innerlichst zuwider war. Wenn er sich auf seine Weise schadlos hielt und alle Bemühungen um den Landfrieden durch Festhalten am Fehdewesen sabotierte, so diente das nicht dazu, um seine Beliebtheit zu steigern. Die überall merkbare Veränderung der der Neuzeit zustrebenden Verhältnisse wurde von ihm mit ingrimmigem Festhalten an den mittelalterlichen Zuständen und Gewohnheiten quittiert. Kurzum, auch hier können wir die gleiche Unzufriedenheit mit der Welt beobachten wie in sämtlichen anderen Schichten des deutschen Volkes.

Es ist von einschneidender Wichtigkeit zu beobachten, daß diese Unzufriedenheit eigentlich überall eine religiöse Färbung aufweist. Wenn man hier ein allgemeines Urteil aussprechen will, so kann es zunächst nur dahin lauten, daß die für die katholische Frömmigkeit konstitutiven Elemente des Glaubens an das sakramental vermittelte Einströmen göttlicher Gnadenkräfte und des unvermittelt daneben hergehenden Moralismus nach wie vor das religiöse Leben des deutschen Volkes grundlegend bestimmen. Wir können noch weiter gehen: es wäre völlig verfehlt, von einem Nachlassen und insofern von einem Verfall der so gearteten Frömmigkeit im späten Mittelalter zu sprechen. Im Gegenteil, der erste Eindruck, den wir von der Frömmigkeit dieser Zeit gewinnen, ist der ihrer kaum noch zu überbietenden Steigerung. Es gibt, buchstäblich genommen, kaum ein Lebensgebiet, in dem wir den Einfluß kirchlichen Denkens und Empfindens nicht spürten. Schon die übergroße Zahl von Priestern, die an den deutschen Kirchen mit ihren sich stetig vermehrenden Kapellen und Altären amtierten, bezeugt den Einfluß der Kirche. Es muß geradezu von der Entstehung eines klerikalen Proletariats geredet werden. Man hat diese Tatsache in verschiedene Beziehung zur werdenden Reformation gesetzt. Am beliebtesten ist der Hinweis auf die wirtschaftlich schlechte Lage der niederen Priesterschaft und die sich daraus ergebenden Folgen. Gewiß ist es richtig, daß viele

Pfründeninhaber, namentlich Inhaber mehrerer Pfründen, ihre amtlichen Befugnisse Vikaren übertrugen, unter denen sie diejenigen anstellten, die am billigsten zu haben waren. Ebenso muß beachtet werden, daß die Jahreserträge aus früheren Stiftungen bei der eingetretenen Geldentwertung nicht mehr zu einem auskömmlichen Leben ausreichten. Die Folge war, daß viele Kleriker genötigt waren, sich auf die Jagd nach Nebenerwerb zu begeben, und daß der unerfreuliche Konkurrenzkampf zwischen dem angestellten Klerus und dem Bettelmönchtum wie schon früher so auch im 15. Jahrhundert geradezu unerträgliche Formen annahm. Aber alles das sind doch Nebenfragen im Vergleich zu der Hauptfrage, und diese lautet: warum stellte die Kirche eine solche Anzahl von Priestern an? Es gibt keine andere Antwort als folgende: der Bedarf an Priestern war so gestiegen, daß ihm nicht anders abgeholfen werden konnte. Welches aber war dieser Bedarf? Die wichtigste Amtshandlung des Priesters war weder Seelsorge, noch Jugendarbeit, noch Predigt, sondern die Messe. Daß das so war, ist uns nicht unbekannt. Neu aber und sehr auffallend ist die ungeheure Steigerung der Zahl der Messen und die entsprechende Vermehrung der sog. „Altaristen“, d. h. derjenigen Priester, deren Obliegenheit das Lesen der Messe war, während der eigentliche Pfarrer oder „Kirchherr“ sich die „Seelsorge“, d. h. die Beichte, vorbehielt, wobei er sich durch von ihm selbst angestellte Gehilfen unterstützen lassen konnte. Für die Predigt hatten die Inhaber der eigens dazu gestifteten „Prädikaturen“ zu sorgen. Wenn die Zahl der Altaristen in jeder der beiden Breslauer Hauptkirchen 100 überstieg und in Köln täglich an die 1000 Messen gelesen wurden, so sind das nicht etwa außergewöhnliche Erscheinungen. Denn gegen Ende des Mittelalters gibt es keine Zunft, keine Gilde, die nicht ihren Altar besäße, an dem für ihre Mitglieder Messe gelesen wurde. Hinzu kommen die Bruderschaften, in Norddeutschland wegen ihrer Zusammenkünfte an den calendae, dem Monatsersten, „Kalende“ genannt, deren Zweck neben einer unter Umständen ausartenden Geselligkeit die Sorge für die Abhaltung von Messen an besonderen Altären war. Das kleine Wittenberg mit seinen nicht einmal 400 zinspflichtigen Häusern hatte 21 solche Bruderschaften. Daß deren Zahl in Köln etwa 80, in Hamburg mehr als 100 betrug, nimmt daher nicht

wunder. Jedes Mitglied der Bruderschaft hatte Anteil an den Messen, die sie lesen ließ, außerdem an den Gebeten ihrer Mitglieder. Diese Unsumme von Messen wurde noch erheblich vermehrt durch die Messen, die von Privatpersonen für ihr Seelenheil gestiftet worden waren. Die gleiche Steigerung der Andachtsmittel der katholischen Kirche beobachteten wir auch auf dem Gebiete der Heiligenverehrung und des damit zusammenhängenden Reliquiendienstes wie des Wallfahrtswesens. Die auf den Kanzeln ausgetragenen Kämpfe der Franziskaner und Dominikaner über die unbefleckte Empfängnis der Maria mußten die Aufmerksamkeit des Volkes mit Notwendigkeit auf deren Mutter Anna lenken. Sie wurde zur Modeheiligen des späten Mittelalters. Mit ihr wetteiferten an Beliebtheit die 14 Nothelfer, die bei verschiedenen Krankheiten angerufen wurden. Bei Pestgefahr pflegte man zum heiligen Rochus und zu dem von Pfeilen durchbohrten Sebastian zu beten. Wo Reliquien, oftmals solche der allerwunderlichsten Art, auftauchten, da drängten sich die Leute zu deren Verehrung. Die ausländischen Wallfahrtsorte behielten ihre Beliebtheit. Nach Rom pilgerte man ebenso gern wie nach San Jago di Compostella, seit 1472 auch nach Loreto, wohin nach dem Scheitern der Kreuzzugsbewegung das Haus der Maria von Engeln hinübergebracht worden sein sollte. Aber auch Deutschland hatte seine heiligen Stätten. Nicht selten kam es zu Wallfahrtsepidemien. Man wird es kaum glauben können, daß i. J. 1496 die Torwächter von Aachen an einem Tage 142000 Pilger gezählt haben wollen. Aber selbst wenn man zwei Nullen abstreichen würde, würde das hinreichen, um es zu erklären, wie große Pilgerzüge das Reliquienmuseum Friedrichs des Weisen in Wittenberg und das entsprechende Konkurrenzunternehmen Abrechts von Mainz in Halle auslösten oder die erstmalige Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier i. J. 1512 veranlaßte. Hussens Kritik am heiligen Blut zu Wilsnaß (s. Bd. I 2, S. 683) hat der Beliebtheit dieses Wallfahrtsortes wenig Abbruch getan. Gegen Ende des Jahrhunderts brachte vielmehr die Mär über einige von Juden durchstochene und deswegen blutende Hostien das Mecklenburger Landstädtchen Sternberg zu erheblicher Blüte. Auch Süddeutschland stand nicht nach. An der Stelle einer zerstörten Synagoge war zu Regensburg die Kapelle zur „schönen Maria“

errichtet worden. Ein Berichterstatter vermag den Zustrom von Pilgern, unter denen er namentlich viele Jugendliche beobachtete, nicht anders zu erklären denn als eine Art Besessenheit. Ohne ausreichend für Bekleidung und Reisekost gesorgt zu haben, kamen die Pilger völlig erschöpft an, warfen sich schluchzend zu Boden und mußten von mitleidigen Passanten verpflegt und wieder auf den Heimweg gebracht werden. Man hat auf die religiöse Unruhe und Nervosität hingewiesen, die in solchen Erscheinungen zum Ausdruck käme. Aber ist das eine ausreichende Erklärung?

Eine solche werden wir vielmehr erst dann finden, wenn wir auf die gerade gegen Ende des Mittelalters einsetzende Steigerung des Bedarfs an Ablassbriefen hinweisen. Daß der Besitz eines Ablassbriefes die künftige eigne Pein im Fegefeuer verkürzte, glaubte man längst. Nicht ganz so einheitlich lehrte man über die Frage, ob man denn auch Ablässe für Verstorbene kaufen könne, um ihre Seelen aus dem Fegefeuer zu lösen. Die Kurie hatte sich bisher in dieser Frage zurückgehalten. Allein i. J. 1476 erließ Papst Sixtus IV. eine Bulle, die die heilsame Wirkung eines Ablasskaufes auch für die Seelen Verstorbener per modum suffragii behauptete, d. h. wie der Papst selbst bald darauf erläuterte, durch stellvertretende Zahlung seitens eines lebenden Gläubigen, weil der Verstorbene hierzu nicht in der Lage sei. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Ablassgeschäft daraufhin einen starken Anstieg nahm. Denn hier enthüllt sich erst das eigentlich Wesentliche an der spätmittelalterlichen Frömmigkeit, nämlich die immer deutlicher hervortretende Abzweckung des religiös-kirchlichen Handelns auf die Erleichterung des jenseitigen Schicksals. Dazu bestellte man Messen und besoldete die hierfür nötigen Priester, dazu betete man und dazu kaufte man Ablässe, dazu wallfahrtete man und verrichtete seine Andachten vor den Reliquien. In der Allerheiligenkirche zu Wittenberg erwarb sich der fleißig-andächtige Pilger fast 2 Millionen Jahre an Verkürzung der Fegefeuerpein, in Halle sogar 39 Millionen Jahre. Die Frömmigkeit war ausschließlich auf das Jenseits abgestimmt, und jenes von vornherein im Katholizismus vorhandene Streben nach Erwerb eines Anrechtes auf Lohn gewann nunmehr allbeherrschend und offensichtlich die widerwärtige einseitige Bezogenheit auf die Erwerbung eines

Vorteils, den man nun sogar um Geld kaufen konnte. Nur darf man sich über den Ernst, mit dem diese Art Frömmigkeit gepflegt wurde, nicht täuschen. Jeder Deutsche, der mit offenen Augen nach Italien reiste, kam mit dem Eindruck heim, wie geschäftsmäßig und unandächtig dort im Unterschiede vom eignen Vaterlande der Gottesdienst absolviert wurde. Die deutsche Art, die tüchtig und ernsthaft jede Arbeit anpackte, zeigte sich auch in der Verrichtung der kirchlichen Pflichten. Die durch die italienischen Bußprediger verursachten Bußparoxysmen (s. o. S. 27) mögen in der deutschen Frömmigkeitgeschichte nicht ganz fehlen. Charakteristisch sind sie für ihren Verlauf viel weniger als die Übertragung der gründlichen Bedächtigkeit, mit der Bauer wie Bürger der Ausübung ihres Berufes lebten, nun auch auf die kirchliche Pflicht. Und das Berufsleben selbst, dessen Gewissenhaftigkeit auch der Betätigung des religiösen Lebens den Stempel aufdrückte? Es wäre ungerade, wollte man annehmen, daß dem spätmittelalterlichen Katholizismus Deutschlands das Interesse an der Pflege des Berufslebens gemangelt hätte. Nie aber wurde die schlichte Arbeit als Gottesdienst angesehen. Hier mußte die einseitige Ausrichtung der Frömmigkeit auf die Beschwichtigung der Furcht vor der jenseitigen Strafe verderblich wirken. Eine religiöse Deutung des täglichen Arbeitslebens war einfach nicht vorhanden, und es mochte in der Tat für den Mann der schlichten Berufserfüllung nicht leicht sein, es mit anzuhören, wenn die Untätigkeit des Klosterlebens der Anstrengung und der Kräfteanspannung des beruflichen Fleißes vorgezogen wurde oder das stereotype Messelesen die einzige Beschäftigung einer Anzahl von Priestern blieb.

An diesem Bilde wird dadurch nichts geändert, daß von einem Teile der Priesterschaft, der es mit seinem Amte ernst nahm, diese irreführende Frömmigkeit mit einem an sich gewiß anerkennenswerten Eifer gefördert wurde. Von Jugend auf war es ja der Geist dieser Kirchlichkeit, der den Menschen umgab. Die Schulen waren ausgesprochen Lateinschulen. Die ABC-Schützen oder „Fibulisten“ lernten das Lesen und Schreiben, die „Donatisten“ an der aus der Antike stammenden Grammatik des Donatus die Formenlehre, die „Alexandristen“ nach dem metrischen Doktrinale des Alexander von Billedieu (um 1200 entstanden) die Syntax. Die

drei Klassen waren vielfach in demselben Raume untergebracht. Der anzueignende Stoff war zwar durchaus nicht ausschließlich kirchlicher Art, allein die wichtigsten Stücke der Meßliturgie, lateinische Gesänge und Gebete wurden genau gelernt, und auch der Musikunterricht des „Kantors“, der ganz wesentlich dem Einüben der im Gottesdienste zu Gehör zu bringenden Chorgesänge diente, führte in das gottesdienstliche Leben ein. Der „Cisiojanus“, ein Reimkalender, diente der Aneignung der Heiligtage und Feste des Jahres. Der tägliche Kirchgang von Lehrern und Schülern zeigt die enge Verbindung der Schule mit der Kirche. Aber auch sonst verfehlte die Kirche nicht, den Laien in Anspruch zu nehmen und sein religiöses Leben zu leiten. Wir merken das z. B. daran, daß das soziale Gewissen gegen Ende des Mittelalters entschieden erwacht. Savonarola war nicht der einzige, der in Italien die sog. Montes pietatis errichtete, Geldverleihanstalten, die ohne Zins gegen Hinterlegung eines Pfandes und das Versprechen der Rückzahlung zu bestimmtem Termin armen Leuten Geld liehen. Ähnliche Leihhäuser entstanden auch in Mitteleuropa. Nürnberg hat den Ruhm, dieser Einrichtung i. J. 1498 in Deutschland Bahn gebrochen zu haben. Nicht minder lebhaft war die Tätigkeit in der Armen- und Krankenpflege. Seitdem der Anstoß abgeebbt war, den Karl d. Gr. dieser Fürsorge gegeben hatte (s. Bd. I, S. 310), war sie auf die Mönche abgeschoben worden, welche innerhalb der Klostermauern bescheidene Herbergen für Arme einzurichten pflegten. Als nun die Laienbrüder den Mönchen den äußeren Dienst abzunehmen begannen, wurden sie auch mit dem Dienst am „Spital“ betraut. Sie schlossen sich daraufhin zu Spitalbruderschaften, gelegentlich zu Spitalorden zusammen, die um so beliebter wurden, als die vornehmen Ritterorden ja auch dem Spitaldienst ihren Ursprung verdankten. So entstanden die „Tömmis Herren“ oder der Orden des hl. Antonius im 11. Jahrhundert, später die „Kreuzträger“ in Italien und Böhmen, die Lazaristen, die sich der Pflege der Ausgestoßenen widmeten u. a. m. Auch manche Kaufmannsgilde übte Armenpflege. Aber alles das genügte nun nicht mehr, seitdem das Emporblühen der Städte auch ein Wachstum des Proletariats und damit Vermehrung des Bettels mit sich brachte. Im 15. Jahrhundert

begannen die Stadtverwaltungen in immer stärkerem Ausmaße Spitäler zu stiften, in denen ziemlich unterschiedslos Arme, Kranke, Altersschwache und Findlinge untergebracht wurden. Gleichwohl genügten auch diese Einrichtungen bei weitem nicht, um der Not Herr zu werden. Das war auch nicht gut möglich. Der Bettel war seit dem Aufkommen der Bettelorden mit dem Nimbus eines gottwohlgefälligen Lebens umwoben, und vor allem diente das Almosen nach wie vor als gutes Werk der Vermehrung des jenseitigen Lohnes bzw. der Minderung der Fegefeuerpein. Hier hat die Verbürgerlichung der Armen- und Krankenpflege an ihrer Beurteilung nicht das mindeste geändert. Wie sollte das auch geschehen? Die Kirche pflegte ja die Blicke der Gläubigen auch sonst immer wieder auf diese Abzweckung jeder religiösen Betätigung zu lenken. Daß das bei ihrem stärksten Eingriff in das Seelenleben des Einzelnen, bei der Beichte, der Fall war, braucht kaum gesagt zu werden, wo doch dieses Sakrament, so wie die Dinge in der Praxis lagen, das Gemüt des Gläubigen viel stärker mit der Beseitigung der jenseitigen Strafe beschäftigen mußte als mit der Vergebung der Schuld. Daß der Frankfurter Prediger Johannes Wolf, gest. 1468, für die Vereinfachung des Beichtverfahrens wacker kämpfte, indem er statt der allmählich recht komplizierten Beichtvorschriften auf den Defalog als Grundlage der Gewissenserforschung hinwies, brachte keine Änderung in der Beurteilung des Zweckes der Beichthandlung. Man kann kein anderes Urteil gewinnen, wenn man auf die Entwicklung der Predigt achtet. Es steht außer Zweifel, daß der starke Anstoß, den die Bettelorden der Predigtstätigkeit gegeben hatten, gerade im deutschen Spätmittelalter noch nachwirkte. Noch immer verfügten diese Orden über zahlreiche Prediger, und auch der Weltklerus beteiligte sich, wenn auch nicht im selben Maße, an der Predigt. Stellenweise, z. B. in Schlesien, scheint des Guten sogar zu viel geleistet worden zu sein, fiel doch in einer Liegnitzer Kirche durchschnittlich auf jeden zweiten Tag ein Predigtgottesdienst. Die Predigtsprache war selbstverständlich die deutsche, das Latein fand nur in Predigten für Priester und Mönche Verwendung. Aber gerade in der Predigt kommt es weniger auf die Menge als auf die Beschaffenheit an, und hier dürften wohl nur die Predigten aus dem Kreise der Brüder vom

gemeinsamen Leben höheren Anforderungen genügt haben. Vor allem trat die schlechte Schrifterklärung völlig in den Hintergrund hinter der Empfehlung der kirchlichen Andachtsmittel. Man braucht nur das Musterpredigtbuch des Erfurter Augustinereremiten Johann Zenser von Pals mit dem Titel „Himmelsgrube“ zur Hand zu nehmen, um sich davon zu überzeugen, wie eindringlich der Ablass dem Volke empfohlen wurde. Besonders fällt an der damaligen Predigt die Vorliebe für die Ausschmückung mit Anekdoten auf, die vorwiegend der Heiligenbiographie entnommen und mit einem oft mehr als derben Humor aufgetischt wurden. Von dieser Art hält sich auch der berühmteste Prediger der Zeit Geiler von Kaisersberg (1445—1510) durchaus nicht fern, der mit seiner kernigen Art und mit seiner frischen Kritik an kirchlichen wie staatlichen Mißständen die Stadt Straßburg in seinen Bann zu zwingen wußte. Aber auch er ist nichts anderes als ein typischer Repräsentant spätmittelalterlicher Kirchlichkeit. Wer des Lesens kundig war, konnte diese selbe Kirchlichkeit in einer weitreichenden Erbauungsliteratur noch näher kennenlernen. Zwar sind die zahlreichen handschriftlichen und die 18 gedruckten Übersetzungen der Bibel ins Deutsche, die vor der Lutherbibel erschienen, die Vulgata verdeutschten und von denen die erste, 1466 bei Mentel zu Straßburg erschienen, genannt sein mag, weder nach ihrem Preise noch nach ihrer Auflagenzahl geeignet, das Urteil einer weiten Verbreitung der deutschen Bibel im Volke zu begründen. Auch hat E. B. Berthold von Mainz (s. o. S. 34f.) 1485 die Verbreitung von Übersetzungen, die die bischöfliche Zensur nicht passiert hätten, untersagt, weil die deutsche Sprache zur Übertragung der Heiligen Schrift ungeeignet sei und der Laie zum rechten Bibelverständnis kirchlicher Erklärungen bedürfe. Allein im übrigen beweist die große Menge wie die starke Auflagenzahl der Erbauungsliteratur den Bedarf an religiösem Lesestoff. Nur fällt es auch hier auf, wie stark neben Messeerklärungen und Gebetbüchern die Frage nach dem jenseitigen Leben die Gemüter beschäftigt, und zwar durchaus nicht bloß in Zeiten schwerer Epidemien. Über die „Kunst des Sterbens“ wird sehr häufig geschrieben, von Geiler von Kaisersberg stammen zwei dieser Bücher. Wer nicht lesen konnte, dem führten die „Totentänze“ oder geistliche Spiele die Schrecken des Todes vor Augen.

Aber war der Tod wirklich das Ende, dessen ein jeder gewärtig sein mußte? War es nicht doch möglich, daß dieses ganze Leben nicht nur den Sinn hatte, eine rechte Vorbereitung zum Tode zu sein, wie die Kirche lehrte? Wie, wenn nun Gott selbst eingriff und diese alternde Welt umgestaltete? Noch waren die Weissagungen Joachims von Fiore vom kommenden Zeitalter des Geistes nicht vergessen. Im Gegenteil, die Zukunftsberechnung erfuhr von zwei Seiten her eine Neubelebung. Nicht nur in Italien, sondern auch auf deutschem Boden fand das sonderbare Völkchen der Astrologen ein weites Feld der Betätigung. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die ersten Erzeugnisse der Buchdruckerpresse in Leipzig, Nürnberg und Augsburg astrologische Schriften waren. Die Vertreter der Astrologie beschränkten sich in keiner Weise auf die Anfertigung von astrologischen Kalendern und auf Weissagungen, deren die große Schar ihrer gläubigen Anhänger für ihr Privatleben bedurfte. Sie saßen auch im Rate kirchlicher und weltlicher Politiker und beeinflussten die Päpste nicht minder wie die Kaiser. So konnten sie sich denn auch an die Entwerfung großzügigerer Zukunftsberechnungen machen und nach Herzenslust über die künftige Entwicklung der Staaten wie der ganzen Welt fabulieren. Der geheimnisvolle Hofastrolog Kaiser Friedrichs III., Johann Lichtenberger, weisagte eine Verfolgung der Kirche, die ein „königlicher Mann“ bis zur Eroberung Roms und Ermordung aller Geistlichen durchführen werde, wobei ein Mann „im Mönchsgewande“ dem Umbruch aller Verhältnisse den Weg bereiten werde. Der Tübinger Professor der Astronomie, Stöffler, hatte berechnet, daß im Februar 1524 sämtliche Planeten sich im Sternbild der Fische zusammenfinden würden, ein sicheres Anzeichen eines schweren Unglücksfalles. Und nun ging jahrzehntelang ein Rätselraten los, was mit dieser düsteren Weissagung wohl gemeint sein möge. Aber das alles war noch harmlos im Vergleich zu dem radikalen Zukunftsbilde, das, von den Keßern genährt, die Gemüter ängstigte. Hier waren es vor allem die hussitischen Kreise, die mit ihrem Beispiel vorangingen. Daß das so war, ist verständlich, denn nach der Katastrophe des taboritischen Gottesreiches (s. Bd. I, S. 694) schuf sich die erregte Leidenschaft in stiller, aber um so glühenderer Zukunftserwartung ein Ventil. Das an sich unruhige Bild des böhmischen

Hussitentums war noch komplizierter geworden, seitdem um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Neffe Rokycanas Gregor Freunde um sich sammelte, um „gute“ Priester zu gewinnen. Im Einvernehmen mit ihm hatte Peter von Cheltschitz, der den Utraquisten wegen ihrer Kompromißpolitik und den Taboriten wegen ihrer Gewaltanwendung abgeneigt war, eine Reihe von „Brüdern“ zu friedlich bedürfnislosem Landbau in Ertragung alles Unrechts vereinigt. Die Brüder hatten Beziehungen zu den Waldensern aufgenommen, um die apostolische Sukzession ihrer Amtsträger zu erreichen, aber eine Einigung war dann doch nicht zustande gekommen, weil die Waldenser den vollen Bruch der Brüder mit der katholischen Kirche nicht mitmachten. Da der utraquistisch regierende König Georg Podiebrad (s. o. S. 32) das Bedürfnis fühlte, die Orthodoxie seiner Kirche vor aller Welt darzutun, wurden die Brüder verfolgt. Allein es gelang ihnen doch, bei verschiedenen Adligen Rückhalt zu finden und sich unter der viel weltoffeneren Leitung des Magisters Lukas zu etwa 400 Gemeinden zu organisieren. Aber auch die Utraquisten hatten schlechte Zeit, sofern der aus Polen stammende Nachfolger Podiebrads, Wladislaus (1471—1516), ausgesprochen katholisch regierte, so daß nochmals ein Aufstand aufflammte, der 1485 die Anerkennung der Utraquisten erzwang. Auch fristeten vereinzelt taboritische Konventikel noch ihr Dasein. So war Böhmen zu einem religiösen Gärungsherd geworden, in welchem die Unzufriedenheit mit den kirchlichen Zuständen kräftig geschürt wurde. Wenn es sich hier lediglich um apokalypstische Träumereien gehandelt hätte, so könnte der Historiker schnell über sie hinweggehen. Aber das Bedenkliche war, daß das böhmische Vorbild einen sehr aktiven Anteil des Volkes an der Herbeiführung des ersehnten Herrlichkeitszustandes nahelegte. Und nun bekam fast jede soziale Gärung und jeder Bauernaufstand auch in Deutschland einen religiösen Anstrich. Aus dem Jahre 1439 stammt die wahrscheinlich von einem Mitglied des niederen Klerus geschriebene Schrift *reformatio Sigismundi*, die von einem Rat Kaiser Sigmunds verfaßt sein will und tatsächlich in literarischen Beziehungen zu dem Gutachten steht, welches der Lübecker Bischof, von Scheele als Vertreter des Kaisers dem Basler Konzil einreichte. Das goldene Zeitalter, das ein Priester

Friedrich, offenbar der vom Volk erwartete wiederkehrende Kaiser Friedrich, von einem Meer zum andern herrschend, herbeiführen wird, erscheint hier durchaus nicht als weltferne Utopie. In den Städten soll die Demokratie die Zünfte und Kapitalistenringe sprengen, auf dem Lande die Bauernschaft die Leibeigenschaft und die Zölle abschaffen und die freie Nutzung der Almende erringen, wenn nötig mit Gewalt. Aber diejenigen, die dies Programm durchsetzen sollen, sind die „edlen freien Christen“, und das Programm selbst ist die „christliche Freiheit“, die Jesus Christus der Menschheit „aus väterlicher Weisheit“ bringt. Allen Menschen gilt der Erlösertod Christi, wie kann denn dann die Leibeigenschaft noch bestehen? Wie der Besitz der Kirche auf das stärkste geschmälert werden soll, so sei es ein göttliches Werk, ein Kloster zu zerstören, das noch an der Leibeigenschaft festhalten wolle. Und nun beobachten wir, wie in sämtlichen Bauernerhebungen (s. v. S. 71), mögen sie nun wie der Bundschuh planmäßig organisiert oder wie der „Arme Konrad“ in plötzlich aufwallender Leidenschaft ausgebrochen sein, nach der „göttlichen Gerechtigkeit“ gerufen wird. Wer sich dem Bundschuh anschloß, mußte fünf Vaterunser und Aves sprechen, auf der Bundschuhfahne sah man den Kreuzifixus nebst Maria und Johannes, vor ihnen den Bauer kniend; und die Bundschuhfahne war es auch, die der geriebenste aller Aufwiegler, Joh. Fritsch, an seinem Leibe rettete und der heiligen Jungfrau zu Einsiedeln darbrachte. Das alles ging neben der stereotypen Forderung des Pfaffenotzschlages und der Einziehung des geistlichen Besitzes einher. Und noch etwas ist es, was wir beobachten können: überall bildet der leidenschaftliche Schrei nach der Anerkennung der eignen mühseligen Arbeit den Unterton der revolutionären Gärung. Nichts, auch nicht die ganze Arbeit der Wissenschaften, ist so wertvoll und so sehr vor Gott geachtet als des Arbeitsmannes Schweißtropfen. Dieser Schweißtropfen teilt sich, so dichtet der Nürnberger Hans Rosenblüt, in vier Teile, von denen der eine die Hölle löscht, der andere die Seele reinigt, der dritte den Dreifaltigen gewinnt, der vierte den Arbeiter an allen guten Werken der Christen teilnehmen läßt.

Ein Hungern und Dürsten nach einem lösenden Worte Gottes ging durch die Welt. Von der Kirche mit ihrer einseitigen Jenseits-

frömmigkeit erwartete man es nicht mehr, sie schien reif zu sein, um dem allgemein befürchteten und mehr als drohenden Gerichte der Bauernrevolution zu verfallen. War jemand da, der dieses Wort zu sagen vermochte? In ähnlicher Lage hatte der Prophet Amos das Volk Israel geschaut, hungrig nicht nach Brot, dürstend nicht nach Wasser, sondern nach einem Wort des Herrn. Und sie liefen von einem Meer zum andern, von Mitternacht gen Morgen, um ein Wort des Herrn zu suchen, aber sie fanden es nicht. Nicht anders urteilte der hellichtigste Kenner seiner Zeit, Geiler von Kaisersberg: „Du sprichst: mag man nicht eine gemeine Reformation machen? Ich spreche: nein, es ist auch keine Hoffnung, daß es besser werde um die Christenheit. Darum so stoß ein jeglicher sein Haupt in einen Winkel, in ein Loch, und sehe, daß er Gottes Gebot halte und tue, was recht sei, damit er selig werde.“ Aber Geiler hat sich getäuscht. Als er so sprach, war der Mann schon auf dem Plan, der seiner verwirrten und zerrissenen Zeit ein Wort Gottes zu sagen hatte.